

Ein Sommerabend.

Laue Lüfte, Sternenschein, Jasminduft und Flöten, Weht ihr in der Seele mein Alte, traute Lieber?

Ah! die alten Weisen hold Sind ja längst verflungen, Und der Laute Saitengold Ist im Frost zersprungen!

Rausche, lieber, kleiner Bach, Mir nicht so zu Herzen! Rufft mit deinem Murmeln wach Nur vergess'ne Schmerzen!

Wieder heimgefunden.

Novellette von Ida Oppenheim.

„Bergieb mir, Hans, ich kann nicht anders,“ sagte sie, indem sie von ihrem schlanken Finger einen glatten Goldreif zog, der leis klirrend auf die weiße Platte des Marmortisches fiel.

„Ich bitte und beschwöre Dich, Lisa, es kann doch wirklich nicht Dein Ernst sein, Du willst mir doch nicht noch kurz vor der Hochzeit alle Illusionen rauben, mir zeigen, daß Du auch Launen hast?“

Er war auf sie zugeeilt und hatte ihre Hände ergriffen. Auf seinem offenen Gesicht lag ein Zug tiefster Trauer, und in seinen treuen, blauen Augen lag ein feuchter Schimmer.

„Mach's mir nicht schwer, Hans, ich kann nicht anders. Lange hab' ich mit mir gekämpft, ehe ich mich endlich zu diesem Entschluß durchgerungen! Langsam trock es wie ein Gespenst zu mir heran und nagte an meinem Herzen und gönnte mir weder Ruhe noch Raft. Ich fühle, daß ich Dir das nicht sein kann, was Du von mir verlangst; meine Seele sehnt sich nach einer Thätigkeit, die alle Kräfte anregt, die alle Sinne anspannt. Dieses öde, kleinliche, häusliche Ginerlei — es würde mich stumpf machen und unglücklich. Ich will arbeiten, ich will etwas leisten, der Menschheit nützen, kämpfen für die Verwirklichung idealer Bestrebungen, für meine Mitgeschwister einstecken! Ich brauche Arbeit, Arbeit für Hände und Herz und Geist! Sieh, als ich so stundenlang dasaß und in Duzenden von Leinen ewig und immer mit den kleinen Stichen meinen Namen strickte, da überkam es mich wie Empörung, wie Haß gegen diese mechanische Arbeit, die meinen Gedanken freien Lauf ließ und mir Bilder vor die Seele führte, die so ernst waren und von so nachter Wahrheit, daß ich schauernd vor ihnen zurückbebt. Ich will, ich kann nicht so leben! — Frei will ich meinen Neigungen folgen! In schwerer Arbeit mir die Unabhängigkeit erringen, nach der ich vergebens mein Leben lang geschmachtet!“

Er hatte ihr still zugehört und sie tieftraurig angesehen. Sein Liebes, sein Beites ging auf irren Pfaden. Er mußte sie aufgeben, denn er wollte nicht um das Betteln, was sie ihm einst freiwillig gegeben. Vielleicht führte sie doch noch ein Weg zu ihm zurück, ehe es zu spät war! Vielleicht — vielleicht —

„Laß uns in Frieden scheiden, Hans,“ brach Lisa nach kurzer Zeit das Schweigen, „und werde glücklich, so wie ich es von ganzem Herzen für Dich wünsche.“

Sie wollte ihm die Hand reichen, aber er schien es nicht zu beachten. Langsam nahm er den kleinen Reif und ging mit festen Schritten aus dem Zimmer.

Lisa athmete auf. Nun war das Letzte, das Schwere vorüber. Wahrscheinlich, es war heute kein leichter Kampf gewesen. Zuerst mit dem Vater, den sie zum erstenmal recht böse und schroff gesehen, dann mit Tante Minchen, die bei ihrer Erklärung, die Verlobung auflösen zu wollen, in lautes Wehklagen ausbrach. Abwechselnd jammerte sie über die schöne Aussteuer, die nun zu nichts nütze war, abwechselnd über das allbeliebteste Thema, „was werden Meiers, Müllers und Schulzes dazu sagen!“

Während sie in ihre Stübchen ging, um ihren Koffer zu packen, sah Hans im Studierzimmer des Professors. Der alte Herr hatte beruhigend seine Hand auf die Schulter des gebeugten Dattigen gelegt und sagte tröstend: „Meine Thräne weinen, mein Junge, das wäre zu viel; spare die kostbaren Tropfen. Sie ist krank, unser Kind, von dieser modernen Krankheit ergriffen, die man Frauenemanzipation nennt oder Selbstbehauptung. Sie hat ein paar ungenießbare Romane gelesen, ein paar Versammlungen besucht, in denen man ungesunde Lebensphilosophie gepredigt; sie hat all dieses Gift in sich aufgesaugt. Das Leben muß sie klären, das ist der beste Arzt. Ist sie Deiner werth, und hat das Schicksal ihr ein friedliches Loos bestimmt, umgeben von der sorgenden und nimmermüden Liebe eines Gatten, eines rechtlich denkenden Menschen, dann lehrt sie zu Dir gesünder zurück, frei von allen diesen Verirrungen ihres Denkens und Empfindens. Geht sie unter in dem Strom, so war sie Deiner nicht werth, und ich beklage ein Kind, das ein Opfer dieser modernen Krankheit geworden. Aber ich habe die feste Zuversicht, daß alles gut wird. Sie will sich ausleben; ich lasse sie voll und ganz sich ausleben. Sie verläßt noch heute unser Haus und beginnt ihre Lehr- und Wanderjahre. Nun an die

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., 29. Juli 1904.

(Zweiter Theil.) Jahrgang 24. No. 48.

Arbeit, Hans, an die echte, ernste Gedankenarbeit. Sie ist die Tröstlerin in allem Ungemach!“

Damit reichte der Professor dem jungen Manne die Hand und geleitete ihn zur Thür.

Wochen waren seit jenem Abend vergangen. Wir finden Lisa in einem kleinen Mietzimmer im Zentrum Berlins, eifrig schreibend, wieder.

Der kleine Raum, der nun das Heim des jungen Mädchens bildete, entbehrte jedes Behagen, und sie selber in ihrer einfach schwarzen Kleidung sah müde und blaß aus. Ihre Augen waren geröthet, ihre heißen Hände aber flogen rastlos über das Papier, noch das letzte Tageslicht erhaschend, das die scheidende Sonne in ihr schmales Fenster gleiten ließ. Draußen schellte es.

Sie schrat auf. Sie war in der letzten Zeit nervös geworden; die anstrengende Arbeit mochte schuld daran sein. Ein lautes Klopfen an der Thür ließ sie aufstehen. Ein kleiner Junge reichte ihr ein paar biederliche Briefe. Ihre Hände zitterten, als sie sie in Empfang nahm, und um ihren fest zusammengepreßten Mund schlich müdes Lächeln. Alles, alles wieder zurück! Alles dankend abgelehnt! Mein Gott, wie war es möglich! War denn mit dem Scheiden vom Hause alles Glück von ihr gewichen? Sie hatte doch sonst Erfolg gehabt in ihren literarischen Arbeiten. Mit ihren kleinen Gedichten hatte sie oft in Gesellschaft entzückt. Einzelne waren sogar von einem jungen aufstrebenden Musiker in Musik gesetzt worden. Ihre Skizzen und Aquarelle nahm man gern, weil sich in allen ein guter Humor, ein scharfer Verstand mit einem gefunden Urtheil paarten. Freilich, Hans fehlte ihr jetzt — der Vater; selbst Tante Minchen entbehrte sie.

Mit ihnen allen hatte sie reden können. Die innige Theilnahme ihrer Umgebung beglückte sie und spornte sie zu immer neuer Arbeit an. Und dann war es über sie gekommen, das heiße Sehnen, etwas Großes zu schaffen, mitzugeschaffen in das nimmer rasende Getriebe der Welt, mit ihrer Feder zu kämpfen für das, was ihr ideal und erntenswerth schien. Doch glaubte sie sich loslösen zu müssen von all dem, was ihr theuer war. Das Leben selber so leben, wie jene anderen es lebten, für deren Rechte sie streiten und ringen wollte! Und nun thürmten sich bergeshohe Hemmnisse vor ihr auf.

Jede Enttäuschung traf sie jetzt zehnfach hart. Allein und schulplos war sie allem preisgegeben. Wieviel bittere, trübe Erfahrungen machte sie. Und dennoch wollte sie ihre Selbstständigkeit nicht aufgeben. Sie wollte kämpfen bis zum Neuherten — siegen oder unterliegen. Nur kein Mitleid sollten diejenigen mit ihr haben, die sie so stolz und selbstbewußt verlassen. Der Vater hatte ihr beim Abschied gesagt: „Kehre heim, wenn Du etwas geworden, wenn Dein Streben sich erfüllt. Nur nicht mit gebrochenen Flügeln!“ Sie dachte an sein Mahnwort, und wieder raffte sie sich auf zu neuem Kampfe, zu neuer Arbeit!

Langsam begrub sie eine Klusion nach der anderen. Sie kämpfte mit Noth, Krankheit, mit all den tausend Widernützigkeiten, die jeden Tag an ein allsehendes Mädchen herantreten. Sie mußte sich mit aller Macht festklamern, um nicht zu sinken und unterzugehen, und langsam, langsam, nachdem der Jugend schnellender Reiz verweht, brachte mit einem Male eine Arbeit ihr Erfolg und machte sie bekannt und berühmt. Man nannte ehrenvoll ihren Namen. Die Kritik beschloßte sich in erster Weise mit ihren Leistungen.

Sie war eine Wegende geworden. Man versprochen sich viel von ihr. Man hubigte ihr, und sie wäre wohl jetzt am Ziel ihrer Wünsche gewesen!

Aber mit einem Male überkam sie die lang zurückgehaltene Sehnsucht nach ihrem stillen Heim da draußen unter den wogenden Wäldern des Waldes, nach der treuen, leitenden Hand des Vaters. Was er wohl jetzt zu ihren Werken sagen würde? Würde er ein einzig theilnehmendes Wort von ihm, ein freundlicher Blick sie beglücken und besriedeln?

Nun war's zu spät, es noch einmal vom Schicksal zu fordern. Es hatte ihr soliel gegeben, und sie hatte es tadelnd bei Seite geworfen. Nun es unüberbringlich verloren, verzehrte sie die Sehnsucht danach.

Draußen war es Winter geworden. Eifrig wehte der Nordost in den Straßen. Jeder suchte, so eilig er konnte, sein Heim auf, nur Lisa trieb's hinaus. Sie achtete nicht der Kälte. Ein innerer unbestimmter Drang trieb sie in's Freie. Zu Hause, in ihrer Einsamkeit, quälten sie die Gedanken bis zur Unerträglichkeit.

Sie hoffte, daß die körperliche Bewegung ihr Ruhe und Frieden bringen würde und endlich — Schlaf, den sie wochenlang entbehrte. Flüchtigen Fußes eilte sie durch die Straßen. Sie merkte kaum, daß sie schon im Freien war, daß sie mechanisch jenen Weg einschlug, der sie nach Hause führte. Und plötzlich blieb sie stehen vor dem alten Gitterthor und lehnte ihre heißen Wangen an die eisigen Stangen und ihre fieberhaft weit geöffneten, brennenden Augen suchten einen Lichtschein zu erblicken, der aus den verhangenen Fenstern auf die Straße fiel.

Und während sie so dastand, sah sie im Geiste jenes traute Heim, sah sich wieder darin lustig und fröhlich, liebend und geliebt, vom Sonnenschein des Glücks getragen, in voller jugendlicher Daseinstreue, erfüllt von tausend Hoffnungen und Wünschen, und ein unedlich süßes Gefühl des Friedens überkam sie, der Ruhe. Ein Lächeln irte um ihre bläulichen Lippen.

Langsam löste sich die erstarrte Hand von dem Gitter, und sie glitt nieder.

Einige Stunden später schritt Hans hastig dem Hause zu. Er pflegte einmal wöchentlich bei dem Professor vorzusprechen. Diese Abende, die zu er sich so unendlich viel Peinliches und Schmerzliches für ihn hatten, waren ihm zuletzt liebgeworden, denn nur mit seinem Dntel sprach er von dem, was seinem Herzen theuer war. Immer wieder wußte der Professor ihn mit neuer Hoffnung zu beleben, denn der Vater hatte sein Kind nicht aus den Augen verloren; er hatte sie auch aus der Ferne behütet und bewacht, um sie gesund und für sie gezeitert.

Hans sah von weitem schon die dunkle regungslose Gestalt. Er beschleunigte seinen Schritt und hob die Liegende vom Boden auf. Im Mondlicht sah er ein blaßes, schmales, ihm, ach, so vertrautes, liebes Antlitz. Die Augen waren geschlossen, und die herben Falten um Mund und Stirn zeigten, daß der sorglose Frühling dahin war. Und trotz alledem jauchte er auf im Herzen und umfaßte mit seinen starken Armen fester die zierliche, leblose Gestalt und trug sie ins Haus.

„Wieder heimgefunden!“ jubelte er, und in seinen Augen glänzte eine Thräne.

Die Uhr.

Novellette von Gustave Guibiller. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen.

In Spinal gab es um das Jahr 1700 — vielleicht war es auch noch früher, denn es ist schon so lange her, daß ich mich nicht mehr genau des Datums erinnere — eine Uhr, die mit einem kunstvollen Mechanismus versehen war, der ein Glodenspiel und allerlei Figuren in Bewegung setzte.

Von Nord und Süd, von Ost und West kamen die Neugierigen beiderlei Geschlechts um die Mittagsstunde und drängten sich in den kleinen Laden des alten Meisters Tiphaine, des talentvollen Erbauers dieser komplizirten Uhr. Meister Tiphaine hatte nie eingewilligt, sie von seinem Meisterwert zu trennen; alle noch so günstigen Anerbietungen, die in Menge kamen, lehnte er stets mit den Worten ab:

„Nach meinem Tode gehört die Uhr meiner Vaterstadt... mich jetzt von ihr trennen, wäre für mich gleichbedeutend mit Sterben, denn sie ist ein Theil meines Lebens...“

Und Meister Tiphaine übertrieb nicht, wenn er das sagte.

Ueber 15 Jahre hatte er sich in die Berechnungen Conrad Despoppius, des Erfinders der Straßburger Münsteruhr, vertieft und viele Nächte über dem Heron mathematisch und anderen gelehrten Büchern zugebracht und über den Mechanismus seines Wertes nachgedacht; 10 Jahre brauchte er, um ihn praktisch auszuführen. Jedes Stück fertigte er selbst — und Gott weiß, wie viele Theile dazu gehörten! — geduldig fügte er sie zusammen und nach tausend und abertausend vergeblichen Versuchen und heimlich durchgeführten Enttäuschungen war er endlich seiner Sache sicher.

Nein, Meister Tiphaine übertrieb nicht, wenn er sagte, daß die Uhr einen Theil seiner selbst ausmache!

Eines Tages hatten die Bewohner von Spinal erfahren, daß der alte Uhrmacher sein Werk vollendet, und sie waren aufgefördert worden, „de visu et de auditu“ sich von der Vollkommenheit der Uhr zu überzeugen.

Keiner schloß, und alle bewunderten die äußere Form der Uhr, die eine Art Burg, wie man sie in jener Zeit liebte, darstellte; Thürme und Zinnen, Erker und Mauergaden waren vorhanden und verbargen dem Auge das geheim-

nissvolle Räderwerk; als aber Punt 12 Uhr Mittags der Mechanismus geharnischte Glöckner, Herolde und Apostel in Bewegung setzte, als die Glöckner läuteten, als ein lustiges Lied ertönte, der Hahn sein Kikeriki, der Ochse sein Brummen, der Esel J-a, J-a vernahmen ließ und die fette Gans ihren heiseren Schrei — der, wie man weiß, von der Erfüllung einer Vorschrift in der heiligen Nacht herrührt — ertönen ließ, da kannte die Verwunderung aller keine Grenzen; der Enthusiasmus war ungetheilt.

„Noch einmal! Noch einmal!“ so riefen alle.

„Das kann ich jetzt nicht,“ antwortete Meister Tiphaine, „der Mechanismus spielt nur alle 24 Stunden; wenn ich das Geringste ändern wollte, würde ich das ganze Werk zerstören, und ich bin zu alt, um eine solche Arbeit noch einmal zu unternehmen. Kommt morgen um dieselbe Zeit wieder.“

Und von da an fehlte es täglich um die Mittagstunde nicht an Neugierigen im kleinen Laden des alten Meisters. Doch nach einiger Zeit wurden Meister Tiphaine die Lobeserhebungen gleichgültig, in allen bewundernden Ausrufen horchte er nur auf ein Kinderlachen, ein lares, fröhliches Lachen, hell wie Kristall und viel melodischer als das geheimnißvolle Läutewerk der Uhr. Von allen neugierigen Gesichtern, die sich ihm zuwandten, sah Tiphaine nur eins, das rosige Gesichtchen der kleinen fünfjährigen Wilhelmine, seines Entelkinderchens.

Wilhelmine veräumte keine einzige Mittagsvorstellung. Meister Tiphaine setzte die Kleine in der ersten Reihe auf einen Schemel und dann zog er das Tuch von der Uhr fort. Von dem Moment an war er nur noch Auge und Ohr für sein Entelkind; ebenso ungeduldig wie das Kind zählte er das „Tid“, „Tad“, wartete auf das Raseln des Räderwerks. Regungslos, entzündet richtete Wilhelmine die großen, blauen Augen auf die Burg.

„Klat! klat!... frrru!“ Ketten, Feder, Zahnräder setzten sich mit eigenhüchlich schnurrendem Geräusch in Bewegung.

Von Wilhelmines Gesichtchen las Meister Tiphaine alle Erregung des Kindes ab und war entzückt.

„Kikeriki!“ und der Hahn erschien oben auf dem Dach.

Wilhelmine faltete die Hände. Auf den Thürmen tauchten die Herolde auf; die Glöckner läuteten und Wilhelmines Augen wurden immer größer.

Nun erscheint das Jesukindlein in der Krippe, da ist der Esel, der Ochse und die fette Gans, hoch oben schweben Engel und eine Taube mit dem Delphino. Die Weisen aus dem Morgenlande und Hirten mit ihren Heerden ziehen vorüber.

Wilhelmine fängt an, auf ihren Schemel hin und her zu springen, das Mündchen ist halb geöffnet und verlangend streckt sie die Händchen vor; auch der Großvater wird ungeduldig; wie das Kind wartet er auf die Uebersetzung.

Und da kommt sie! Die Verjüngung des heiligen Antonius! Die Teufelchen tanzen und „er“, der „Freund“, springt hin und her, und das war die Uebersetzung, auf die Wilhelmine wartete. Sie klatscht in die Händchen und lacht und lacht! Ach, dieses Lachen! Darauf wartet Meister Tiphaine und dann lacht er auch, der alte Mann, bis ihm die Thränen über die Wangen laufen, und wenn der Hahn wieder zum Schluß sein „Kikeriki“ ertönen läßt, dann nimmt er das kleine lachende Mädchen in die Arme, drückt es an sich, so daß sich die weichen und blonden Haare vermischt und küßt sie wieder und immer wieder.

Und eines Tages, als die Neugierigen pünktlich wie immer kurz vor 12 Uhr in den kleinen Laden kommen, da sagt Meister Tiphaine mit geprehter Stimme: „Heute nicht.“ — „Warum“, heißt es, „ist die Uhr zerbrochen?“

„Die Uhr ist in guter Ordnung“, antwortete der alte Mann traurig, „aber Wilhelmine ist krank... das arme kleine Dingelchen ist krank, und wir warten auf den Arzt, der wohl gleich kommen wird. Ich bit! Euch, geht leise heim.“

Als das geschehen, geht Meister Tiphaine in ein Zimmer, dessen Fenster dicht verhängt sind. In einem Altoven steht ein weißes Bett und in demselben liegt etwas ganz Weißes, Zartes, das war Wilhelmine; am Fußende des Lagers steht ein junger Mann und eine junge Frau, die das Kind ansehen. Meister Tiphaine schleicht auf den Fußspitzen hinein, und als er ganz nahe dem Bett steht, fragt er: „Nun, mein Sohn, hat sie euch gemuntert?“

„Ach nein! Sie versteht nicht, was wir zu ihr sagen... und doch hat sie die großen blauen Augen weit geöffnet.“

„Vater,“ sagte die junge Frau, „mir ist so angst, Wilhelmine liegt nun schon stundenlang unbeweglich wie eine Tote.“

Meister Tiphaine beugte sich über das Bett, und während er zu lächeln versuchte, sagte er zärtlich: „Wilhelmine! Wilhelmine!“

Das trankte Kind hat die Augen weit geöffnet und scheint doch nicht zu leben; die Kleine rührt sich nicht.

„Gott sieh' uns bei,“ höhnte Meister Tiphaine.

Am Tage zuvor hatte die Kleine kurz nach der Vorstellung angefangen zu fiebern; während der Nacht hatte sie phantastirt und nun lag sie schon stundenlang regungslos. Meister Tiphaine sieht das blaße, kleine Mündchen und denkt an das fröhliche Lachen, das er gesehen noch gehört hat.

„Gott sieh' uns bei,“ höhnte Meister Tiphaine, „der liebe Doktor kommt und will dich gesund machen.“

Der Arzt sieht das Kind lange an. „Nun?“ fragte der alte Meister. Der Arzt macht ein bedeutliches Gesicht und sagt: „Ein schwerer Fall.“

Als der junge Mann das hört, führt er die junge weinende Mutter hinaus. „Was müssen wir thun,“ fragt Meister Tiphaine angstvoll.

„Vor allen Dingen muß das Kind aus dieser schädlichen Apathie aufgerüttelt werden. Versuchen Sie, die Kleine zu zerkreuen, ihre Theilnahme zu erwecken.“

Dann geht der Arzt. Die junge Mutter setzt sich ganz dicht an das Bettchen des Kindes und fängt an, der Kleinen all die Liebschen vorzujagen, die sie so gern hörte, aber an Wilhelmine war zu sehen, daß sie dem Gesänge der Mutter gar nicht zuhörte.

Unter Thränen schluchzt die Frau da auf. Und der Vater beginnt der Kleinen Geschichten zu erzählen und Scherz zu treiben, aber alles ist vergeblich, und als ihm die Kraft vermagt, da versucht es die Mutter von neuem mit den Liedern.

Die Stunden verinnen und immer farbloser wird Wilhelmines Gesichtchen. Verzweifelt schweigen die Eltern, und in dem stillen Raum war mit einemmal nur noch das regelmäßige Tiktat der Uhr im Laden nebenan zu vernehmen.

Meister Tiphaine zieht die Augenbrauen zusammen; plötzlich geht er auf seinen Sohn zu: „Gib mir Wilhelmines Bett bis vor die Uhr schieben.“

„Warum?“ fragte der junge Mann. „Das sollst Du gleich erfahren.“ Die beiden Männer schieben das Kinderbettchen bis dicht vor die Uhr, und Meister Tiphaine nimmt das Tuch von seinem Meisterwert; die Burg wird sichtbar. Wilhelmines Augen scheinen sich zu beleben.

„Sieh mal, Wilhelmine! Schau doch, mein Liebling! jetzt sollst Du gleich die heiligen drei Könige und den heiligen Antonius sehen... o, wie wird mein Herzblatt lachen!“

Aber der junge Mann sagt: „Vater, es ist jetzt 11 Uhr Nachts und morgen Mittag um 12 Uhr kommen die Figuren erst zum Vorschein. Ob Wilhelmine bis dahin warten wird?“

„Sie soll garmicht warten.“ „Aber Vater,“ entgegnete der junge Mann, und ein Zittern überfällt ihn, „der Mechanismus wird zerstört, wenn die Figuren jetzt hervortreten sollen.“

„Ja, gewiß!“ „Aber, Vater... die Uhr ist dein Meisterwert.“

Mit einer Handbewegung wehrte der Alte dem Sohne das Weiterprechen und sagte: „Leuchte mir!“

Er zog Nägel, Schrauben und Mütterchen heraus und bald liegt das Radwerk vor ihm; langsam nur arbeitet er, denn die Hände zittern ihm. „Gieb mir den Hammer,“ befiehlt er plötzlich.

Schon hat er denselben in der Hand erhoben, da jögert er... wurde es ihm leid? Er sieht auf Wilhelmine, die die Augen auf die Uhr gerichtet hat.

„Paß auf, Wilhelmine, mein Herzblatt... nun giebt's gleich was zu lachen!... nicht wahr, Du lachst mit dem Großvater!“

Und der Hammer trifft das Räderwerk. Es geht wie ein Stöhnen durch das ganze Werk. Die Federn geben nach, ein Schurren wird vernembar... Meister Tiphaine wirft den Hammer fort und lehnt kraftlos gegen die Wand.

„Beluende die Uhr mit der Lampe,“ ruft er dem Sohn zu, „und nun... Wilhelmine, mein Liebling, doht auf!“

Könige und die Hirten und die Heerden, immer wieder ziehen sie vorbei. Wilhelmine hat sich in ihrem Bettchen aufgerichtet; um die Lippen liegt es wie ein schwaches Lächeln.

„Ah! da kommt auch der heilige Antonius gesprungen, schneller denn je, und alle Figuren führen zu gleicher Zeit einen rasenden Tanz auf, und das Glöcknerläutet, als könnte es gar nicht genug bekommen.“

Und das schwache Lächeln wandelt sich bei Wilhelmine zu einem Lachen, und immer kräftiger und lauter wird es und schließlich klingt es so wie in entfernten Tagen.

Aber während das kleine Mädchen dem Leben zurückgewonnen wird, geht die Uhr ihrem Ende entgegen. Es raselt und klappert in dem Werk und die Töne thun Meister Tiphaine weh. Um sie nicht zu hören, lauscht er dem Lachen des Kindes. Und wieder ein Raseln und Klappern, länger und lauter, dann wird es still: die Uhr steht... aber Wilhelmine lacht noch heiter und glücklich.

Der Zudergenuß.

Wenn ein Arzt ein Mittel erproben will, so nimmt er irgend ein geeignetes Versuchsthier, sucht diesem dasselbe beizubringen, beobachtet die Wirkung und schließt auf den Menschen. Wenn wir diese Prozedur mit dem Zuder versuchen, würden wir finden, daß fast alle Thiere begierig nach einem Stück Zuder sind. Das Pferd, der Hund, der Affe, der Papagei, der Kanarienvogel und viele andere Thiere verzehren den Zuder mit großem Behagen. Wenn er schädlich wäre, würde die Natur den Thieren einen Widerwillen oder einen Abscheu dagegen eingebläht haben. Es ist doch wunderbar, daß im Gegenheil das Thier den Nährwerth des Zuders erkennt, obgleich dieser ein chemisches Kunstprodukt ist. Wo die Natur so deutlich für den Werth des Zuders als Nahrungsmittel spricht, da brauchte eigentlich der Arzt nur zuzustimmen. Nun haben aber auch außerdem viele Versuche, z. B. bei den Soldaten, bei Bergsteigern, Bergleuten, Schiffen, und anderen angestrengt Arbeitenden die kraftsparende und krafterhaltende Eigenschaft des Zuders auf's klarste dargehen, ja der Arzt verordnet sogar Kranken Zuderswasser und läßt die Arzneien fast sämtlich durch Zuder verreiben. Der Zuder ist also dem menschlichen Organismus durchaus nicht schädlich, sondern sehr nützlich.

Daß häufiger Zudergenuß bei Kindern die Caries der Zähne fördert, kann nur dann der Fall sein, wenn die Kinder nicht gewöhnt werden, die Zähne gehörig zu reinigen und den Mund nach dem Essen auszuspuhlen. Sonst würde auch der Genuß des Obstes, des Honigs, des Kuchens eine schädliche Wirkung auf die Zähne haben.

Zwei Muttige.

Frau (zu einem zubringlichen Hausfremder): „Jetzt machen Sie aber, daß Sie fortkommen, sonst rufe ich meinen Mann!“ — Hausfremder (gemüthlich): „Bei dem war ich schon...“ Der hat mir mit Ihrer werthen Person gedroht!“

Günstige Gelegenheit.

Er (sehr verliebt): „Gmüth, ich kann mich nicht satt sehen an Dir!“ Sie: „Dann laß doch mal etwas zu essen kommen, ich habe auch Hunger!“

Verzerrter Watz.

„Ist der Sitz bequem, Liebste? Fragte der Mann, als das Ehepaar im Parkett des Theaters Platz genommen hatte. — „O ja, ein sehr schöner Sitz,“ erwiderte die Gattin vergnügt lächelnd. — „Fühlst du auch keinen Zug?“ — „Nicht im Geringsten.“ — „Sind dir auch keine großen Hülfe im Wege?“ — „Nicht einer.“ — „Versperren dir auch keine Pfeiler die Aussicht?“ — „Nein wirklich, der Sitz ist ausgezeichnet.“ — „Na, Liebste, dann hast du wohl nichts dagegen, wenn wir mit unseren Sigen tauschen.“

Vaterlos.

„Mein Sohn auf der Universität macht mir wirklich viel Freude! Drei prächtige Renommirschmisse hat er schon und einen Liter Bier trinkt er auf einen Zug!“

Die Hauptstadt.

Feuerversicherungsagent (zum jungen Ehemann): „... und Sie bekommen nicht nur Sachen erlegt, die vollständig verbrannt sind, sondern auch für Angebranntes giebt es Entschädigung.“ — Junger Ehemann: „Auch für angebranntes Essen?“

Entsetzte Kundtschaft.

Photograph: „Ich habe Sie so lange in meinem Atelier vermisst; Sie waren doch früher immer ganz zufrieden mit meinen Leistungen.“ — Kunde: „Eben deswegen; ich sagte mir: Bist so gut „aufgenommen“, darfst Du nicht gleich wiederkommen!“

Verrannt.

Dichter: „Mein Stück scheint Ihnen nicht gefallen zu haben; Sie machten so ein recht verdrießliches Gesicht, als Sie aus dem Theater kamen?“ — Fräulein: „O nein, das Stück war gut... aber ich hatte einen häßlichen Traum gehabt!“